

Die Herweghs.

Ein rechtsrheinischer Roman von
Liesbet Dill.

37. Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Gimpel war in seiner Art ein Genie. Herwegh war nach heute davon überzeugt, daß diese begabten Kaufmann nur ein verschwendertes Weib zu seinen Vergehungen verleitet hatte. Gimpel hatte sicher nicht geholt, in wald heimlich durch den Durcheinander er sein Bureau zurückgelassen. . . Aber jedes Wort der Verteidigung war hier umsonst. Wenn es ihm auch gelang, aus diesem Prozesse seine Ehre zu retten, so würde man ihn als Amant beim Gericht nicht mehr zu lassen, seine Stellung war hin. Er war unmöglich geworden, die Gesellschaft hatte ihn ausgeschlossen. Wie würde Erzte das tragen? Ein bitteres Lächeln überflog sein müdes Gesicht. Er sah sie vor sich. Mit blühenden Augen, entsetzt, als habe sie eine schmutzige Hand berührt, würde sie sich von ihm abwenden. Und seine arme Mutter!

Wie würde sie es tragen? Wer Luß's Schulden bezahlte und den Himmel beauftragte? Wer seiner Mutter helfen aus allen Verlegenheiten? Diese entsetzliche Einmaligkeit, die Abgeschlossenheit und die Untätigkeit, zu der er verdammt war, waren unerträglich. Er durchwanderte die Zelle von Morgens bis Abends, sein Gedächtnis durchwühlend nach Ereignissen, Gestirten und Namen die er vergessen hatte.

In den letzten Jahren hatte er an der Börse Aktien gekauft. Mit sehr guten Resultaten. Die Börse kumpelte hatte er angefangen, die er billig gekauft hatte und die er ihr zum Höchstpreise abgekauft hatte. Frau Kumpel war entsetzt und bot ihm ihre sämtlichen Aktien an, um nach Belieben damit zu arbeiten.

Er hatte an diesem leichten und mühelosen Geschäft allmählich Geschmack gewonnen und auch sein verlässliches Kapital in Industrieaktien angelegt, die er bei einer Bauffe kaufte und eine Bauffe abwartete, um sie abzuverkaufen. Er hatte dabei Glück gehabt und Reich — wie alle Spieler. In den letzten Tagen hatte er keine Zeit mehr gehabt, den Stand der Papiere zu verfolgen. Es fiel ihm jetzt ein, daß er einen Tag vor seiner Verhaftung seinem Bankier einen großen Auftrag zum Ankauf eines Papieres einer empfindlichen Kammerputzmaschine gegeben, von der er nicht einmal wußte, wo sie lag. Er wußte nur, daß das Papier an der Börse empfohlen war und bald sehr hoch steigen sollte.

Und er hatte da zum erstenmal etwas getan, das er sonst vermeiden hatte. Er hatte die Gelder seiner Aktientümer, die schon lange ungenutzt bei ihm lagen, trotzdem er oft genug gemacht hatte, je besser anzulegen, mit zu diesem Ankauf verwendet.

Er hatte diese ewig vertriehen Damen nicht um ihre Meinung fragen können, sie antworteten ja nie und nie hatten bis jetzt auch nichts dagegen gehabt, wenn er ihnen mit Aktien Geld verdiente. Wenn diese Fabrik nun Bankrott machte, wie die Epenhauener, die vor dem Zusammenbruch stand? Dann hatte er nicht allein sein ganzes Kapital eingebüßt, sondern auch noch andere hineinbezogener. Warum haben Sie das getan? fragte der fähige Richter, mit fremdem Geld geht man vorichtigig um.

Du, sie hast jetzt gut reden! Sie verstanden ja nicht, daß er nur anderen helfen wollte, glücklich, wenn andere etwas gewonnen. Er brauchte das Geld ja gar nicht, sondern seine Frau, seine Mutter, die Schwägerin und die Brüder. Für was hatte er denn jemals Geld ausgegeben? Für seine Mutter. Sie war seine einzige Freude, sein einziger Luxus: Noten, Bücher, Konzerte . . . Theater.

Der rheinische Frühling war, fast ohne Übergang zum Sommer geworden. Die Luft frisch warm zu dem Fenster herein und ließ die Zelle nur noch lichtlos und dümpelnd und enger erscheinen.

Erstgenau!
Hinter vergitterten Fenstern schaute er zu dem blauen Himmel auf, der sich strahlend und wolkenlos über dem Lande spannte. Die Sonne drang tagsüber kaum über die hohen Mauern des feudalen Hofes, nur des Abends kam sie mitleidig noch einmal zu ihm herein. Ein schräger Strahl stand dann vom Fenster bis zu seinem Bett, in welchem die Stübchen tanzten. Dann dachte er an den sonnigen Rhein, auf dem die weißen Schiffe hinglitten, an die Inseln, die mit ihren alten Bäumen im Rhein schwammen, an die stolzen Brücken, die sich von einer Stadt zur anderen spannten, an die Berge mit ihren zerfallenen Burgen, und eine wilde Schnuld überkam ihn, hinauszufliehen ins Freie, die Luft zu atmen, sich unter den Menschen zu bewegen, die jetzt im Kurpark auf dem hellen Rasenplatz promenierte, während das Orchester eine Serenade spielte und sich die blühende Fontäne rauschend im Weibe ergoß. Es wurde heiß. Die Mägen tanzten um seinen Kopf. Die Verhandlungen zogen sich hin. Jeden Tag kam etwas Neues dazu, ihre Richter konnte sich mehr durchfinden. . . Sie hätten Ihre Anlegenheiten geordnet zurücklassen sollen. fragte ihm der Untersuchungsrichter, „denn wären wir in drei Wochen fertig gewesen.“

Das Beweismaterial häufte sich täglich, statt sich zu lichten. Der Epenhauener Bankrott schob sich daszuvörderst auch dort herab die Unklarheit.

Herwegh hatte die Beweismittel bis zuletzt allein in seinen Händen gehabt, aber man hat nie eine Abrechnung

von ihm bekommen können in der letzten Zeit. „Das kann noch Herbst werden, bis wir fertig sind,“ sagte ihm der Untersuchungsrichter.

Wenn ihm das Hien zu springen drohte, nahm er seine Geige und spielte. Und bei den ersten Bogenstrichen begannen sich seine Gedanken zu beruhigen. Es packte ihn ein wahrer Heißhunger nach Musik, Vergessenheit wollte er sich fühlen. Die Wärrer blieben an der Tür stehen, um zu hören.

Barfanten und Nonnos erörnten aus der Zelle, Melodien aus Schumanns Manfreid und Schuberts Rosamunde. Darzwischen zitterte feilsch und fromm das Hirn von Paß. Zwischen dem Untersuchungsgefangenen und den Wärrern hatte sich allmählich ein korvater Ton eingebürgert. Der erste Wärrer hatte schon in einem anderen Klagel verlegt werden müssen, weil er über seinen Unterhaltungen mit Herwegh die anderen Gefangenen verleg.

Sein Nachfolger begrüßte Herwegh gleich als alten Bekannten. Er hatte ihm einmal eine Verleumdungsklage gegen einen Kollegen geführt. Wer kannte Herwegh nicht! Gegen die Verleumdung konnten selbst die schmeißlichen Affektoren nichts ausrichten. Der dritte Wärrer hörte „zu gern Musik“. Sein Sohn war „auch Geiger“. Man hatte Herwegh die Geige entzogen. Es war nicht üblich, daß Untersuchungsgefangene sich mit Musik vergnügten, berichtet ihm der gemessene Hiesiger, der den Untersuchungsrichter vertrat, es für die Ruhe des Ortes und dann war man ja nicht zu seinem Vergnügen hier, sondern um sich zu sammeln. Und Herr von Herwegh bedurfte sehr der Sammlung. Es liefen täglich neue Klagen ein und häuften sich auf den Tischen der Untersuchungsrichter. Wichtige Zeugen mußten erst geholt werden, Frauent Müller-Güth war noch in America und kam erst im Oktober zurück.

„Sie müssen sich in Geduld fassen.“

Da Herwegh diese bleierne Stille der Zelle einfach nicht mehr ertrug, durchmaß er den Raum funkenlang mit langen Schritten und sang laut vor sich hin.

Dreizehnmelodien, Oratorien, was ihm gerade einfiel, Lieder von Brahms und Waldden. „Dein Schwert, wie ill's von Blut so rot, Eduard.“ „Wie ist ein Theater,“ sagten die Wärrer, einer nach dem anderen kam an sein: Tür geöffnet, um zu lauschen. Die Merendbare mit ihren Kapellen hielten erstaunt inne, „war das nicht Herweghs Stimme? Wahrschäftig, nur, der veränderte sich auch nicht.“ Während er sang, dachte er an ein großes dunkles Schlafzimmer, das er einmal als Junge allein bewohnt und in dem er sich des Abends die Angst dadurch zu vertreiben suchte, daß er laut Kirchenglieder sang. Zuweilen stand er am Fenster, unbeweglich wie eine Statue, die Hände auf der Fensterbank und sah zu den Taumelstößen herüber. Dort lag ein grüner Schimmer über der Welt. Dort ging vielleicht jetzt Erzte spazieren in einem hellen Sommerfeld mit dem großen weißen Federhut. Heute war Dienstag, „ihre Tag“ im Königlichen mit Mama. Mittwoch hatte sie „Aargarten“, Donnerstags „Alteinschäft“, und Freitag war „Wahrschäft“, und er sah die Damen an Präsidenten Schmidts weißgebedem Tisch mit ihren Hefekarten, und die Generalin erkälte von dem Ersteren „Jaur“. Er sah die vergnügliche Tafelrunde bei seiner Mama, hörte das behagliche Lachen des Generals, und draußen braute der Regen, und auf dem Bahnhof piff die Lokomotive, die jeden Abend nach dem blauen Taunus fuhr. Es wurde Herbst.

Im Hof erwiderteten die mageren Mägen, und es regnete. Enttäuscht grüne Tage folgten, an denen er nichts hörte wie den Regen rauschen und zuweilen das Raseln des Schliffelbundes eines Wärrers, der das Eisen brachte. Es war ihm, als ob alle diese Tropfen nicht auf das Blech vor dem Fenster: draußen, sondern auf seinen Kopf fielen. Trost, trost! Er sumnte das zweite Chopinische Prelude vor sich hin. Tropfen auf einen Targ. So was mußte man doch auch schon haben können, es war wahrhaftig! In Kunststück Eine Gesichte aus dem Mittelalter fiel ihm ein, von einem politischen Verbieder, der nie in einem leeren Brunnen gefangen hielt, von dessen feinerem Rand unabhäftig ein Tropfen auf den Kopf des Unglücklichen fiel. Immer auf dieselbe Stelle, bis er wahnsinnig wurde.

Wenn man nur nicht mehr zu warten brauchte, nicht zu grübeln, zu rechnen, zu hoffen, auf irgendein Wunder, das nicht kam.

Man beschuldigte ihn plötzlich, er habe als Brimancer aus dem Schreißlich seiner Mutter Geld entwendet. Die Diebstahlschlichte beschäftigte die Richter. Er sollte einen Schmid, der zur Aufbeziehung in seinem Cafe gelagert hatte, für andere Zwecke verwandt und den Bureauvorsteher, der darum wußte, entlassen haben. Herwegh sagte sein Wort zu seiner Verteidigung, er lächelte nur, wenn sie neues Beweismaterial anbrachten. Der Prozeß war schon zu einem solchen Altenbündel angeschwollen, daß er in keine Lebensmalpe mehr hineinging.

Herwegh hatte sich Schreibzeug bringen lassen, um seine Erlebnisse niederzuschreiben. Jetzt hatte er ja Zeit. Aber es hand hielt, daß er gar keine Erlebnisse hatte, denn, daß er in Ostrow als Sohn eines Infantenleutnants geboren war, in München Zura haberte hatte, sich mit Erzte Köllin verheiratet und eine Reihe nach Italien gemacht hatte, war nichts Außergewöhnliches, und er konnte auch die Untersuchungsarbeit nicht übergehen. Aber diese Zeit wollte er ganz aus seinem Leben streichen.

(Fortsetzung folgt.)

Der halbierte Storch.

Groteske von
Alexander Mojskowi.

(Nachdruck verboten.)

Es würde sich verlohnen, einmal die Geschichte der Storchplagen im Zusammenhang zu schreiben. Historisches Material ist genug vorhanden, und aus alten Berichten ergibt sich, daß der Storch keineswegs als eine harmlose Kreatur zu gelten hat. Der Storch, der seinen Laubstich auf der Seite im Glatte vernünftig beobachtet, der Geschieber, der den Storch von der Seite der gebildeten Schenkel aufweist, sind nicht die kompetenten Beurteiler. Der Storch wird vielmehr in seiner ganzen Bedeutung erst dann gewürdigt, wenn man ihn als Massenfabrik betrachtet, als Vermehrungsmittel, als Vertreter eines höchst bedenklichen Majoritätsprinzips. Als solcher trat er schon in den ägyptischen Plagen auf: . . . und die Störche kamen herauf und bedekten das ganze Land. Doch unheimlicher hausten sie zu Demotris Zeiten in den Trauzigen Landhäuser; es sieht gefährlich, daß die Störche damals großes Unheil heraufbrachten, als die Ungeheuer, Räuber und Tyrannen jemals in ganz Griechenland anrichteten.

Aber auch in Mitteleuropa ganz in unserer Nähe hat es eine Storchplage gegeben, und da ich der einzige bin, der sie studierte, will ich davon erzählen. Es ist eine abenteuerliche Geschichte, die, um ganz bei der Wahrheit zu bleiben, ihren Anfang erst von der Zukunft erwartet.

Schauplatz: eine mit Seen, Teichen und Tümpeln reichlich besegnete Landschaft im Kreise Badenbergs Schöppenfeld. Dort also trat eine Storchplage auf und die betroffenen Städtchen und Dörferchen wandten sich hilflos an den weisen Magistrat der Kreisgauptstadt.

Deren Edmann, Dr. Birckert, erkannte sofort eine Storchverteilungsbehörde und diese stellte den logisch wie zoologisch ganz einleuchtenden Grundsat auf: Storch contra Storch! Sie bezog das größte Gebäude des Ortes, richtete sich in zahlreichen Schreibzügen ein und berief als Oberstabskommission eine Anzahl von Sachverständigen. Schon nach wenigen Wochen war durch Mitwirkung einer Tierhandlung la Saagenber ein großer Storchkomplex fertig gestellt; und es entstand nunmehr die Frage: Wie sind diese Störche auf die bedräunte Landschaft zu verteilen? Derartige Fragen pflegen ein Statut zur Folge zu haben, ein Bündel von Paragraphen, an denen nicht mehr zu rütteln ist, wenn sie einmal in den Akten der Behörden verantragt sind. Hier lautete der grundgebende Paragraph 11 in dem Fassat mit der Aufschrift Schema B:

„Jede Erbschaft des Kreisbes hat ihre genaue Einwohnerezahl zu ermitteln und für jede 200 Köpfe ihrer Bevölkerung einen Storch von der Oberstabskommission zu verlangen.“
Prompt und ohne Störung wurde die Erde besetzt. Die rationierten Störche langten an ihren Bestimmungsorten an, je und soviel pro Gemeinde, sie entwickelten einen fabelhaften Appetit und die Störche der beteiligten Dörfer hatten alle Ursache, ihr traurovolles Requiem zu quaten.

Nur bei einer Ortsgaft, der kleinsten von allen, haperte es. Das Dörferlein Klein-Niederwulpenitz nämlich ermittelte eine Bevölkerungszahl von genau 100 Seelen. Und der Dezentent entschied ganz folgerichtig: Dieser Dörferlein hat ein e h 1 5 e Storch zu beantragen. Man konnte da rechnen und dividieren so viel man wollte, das Resultat blieb unabänderlich: Null Komma fünf, gleich 1/2 Storch.

Es ergab sich ergeben sich neue Probleme: Wie sollte der Storch verteilt werden? der Länge oder der Luere nach? Welche Hälfte sollte man dem Flecken überweisen? und was geschah mit der anderen Hälfte?

Ein fittlich nicht ganz gestifteter Storch-Ausschuß schlug vor, dieser Gemeinde einen ganzen Storch zu spendieren, da ein halber schwerlich in der Lage sein würde, das verlangte Storchverteilungsgefäß zu bewältigen. Aber dagegen opponierte der Obmann aus heiligste: es siehe an den Grundfesten des Kreisorganismus rütteln, wenn man vom klaren Wortlaut proklamierter Gesetze nur um Daarebreite abweicht.

Schließlich entschied Dr. Birckert: Der Gemeinde Klein-Niederwulpenitz wird hierdurch aufgegeben, ihren Bevölkerungszustand zu verdooppeln. Sobald sie die vorchriftsmäßige Zahl von 200 Köpfen erreicht haben wird, erhält sie einen kompletten Storch. Dem Statut wegen.

Da die Erbschaft über einen gesunden und fröhlichen Menschenlich verlegt, so wird sie — das darf man annehmen — die gefielte Aufgabe etwa bis zur Mitte des Jahrhunderts erfüllen können. Freilich wird sich die Zahl der Störche bis dahin auf rund 17 Billionen erhöht haben; und zu deren Verteilung werden dann mindestens drei Milliarden Störche erforderlich sein.

Alter Bohemien.

Von
Siegfried Berberig.

(Nachdruck verboten.)

Je einmal täglich steigt er um diese Erde, schlendert er hat ja Zeit, und mindestens einmal am Tage stellt er erst die Pappelleise mit wieder ebenso lang, wie sie damals war, als du sie mit den Augen des Kindes betrachtetest. . . . Wiederkehrend weiter genau, geht er, er wußte es damals schon und weiß es auch heute wieder, nachdem er jahreslang in den Jahren der Mannheit und Kraft, steigenden Schrittes sie nehmend, die Zahl kaum bedachte, wenn ja, sie gering fand. Es schloß sich der Kreis; kindliche Müdigkeit beschäftigt schon den Körper, unendlich die Seele, verläßt der Geist auch in mütterlichem Trost sich zunächst gegen läppische Abhandlung. Unmöglich erkemte er des Körpers Ruine. Verdrösten ließ sich er, sehr Meter weit, zur Bank und läßt sich leuchtend nieder.

Trübe Gedanken . . . Kopf hoch! Er späßt nach Einrud, trauglicher Stimmung Vergehender. Steht ein Kind des Weges kommen, freut sich auf Unterhaltung: spricht es an, mag

Schere. Ambergelächeln liebt er, spielt gern den lieben Onkel, und die Kinder der Gegend lieben ihn alle, besonders die kleinen, weniger ernsthaft die großen, die für ihn als ob, von guter Erziehung gebildet, grinsen und lachen, gehen anerkennend schmeichelnd als lässig verwerfend, plüschig laut und schallend lachen: Koseheit unbefähigt und unbefähigt, Ausdruck dämmender Gefährlichkeit, aus wackerer Stärke gesehnen, die, nach des Lebens Praxis, Rechte verleiht für die Gegenwart und Gedanken an die ausgleichende Gerechtigkeit der Zukunft in seine erstickt. — Er weiß und sieht dies alles, sein Geist ist ja noch jung, fängt das Leben viel zu gut, um ihnen Unrecht nachzutragen; aber gar, wie wenig zeitgemäß, wie atombildig seine Schritte sind — laßt selber mit, beschelnd sich, macht Konstellationen: hat er nun Unterhaltung — mögen sie laden!

Oder er steht auf der anderen Seite der Straße einen Herrn — er kennt sie alle hier in der Gegend — dann grüßt er und spricht schon laut über die Straße, während er jagert, geschäftig und langsam seinem Odeur entgegenstreift. Spricht von seinen Lieblingsdramen, technischen Projekten, an denen er arbeitet, traut sich in allen Tausend des Wadens, des Mantels, fördert Briefe zutage, Bezeichnungen, Bleistift und erläutern gesättelnd lang und breit und läßt nicht los, verliert von Anekdotten, Geschichten oder Dummen, die sich ihm, frisch von Patienten, die er eingestrichelt oder zum Bestimmen habe, vorberührt nicht abwenden, jedenfalls kein Ged, nur die Arbeit, da es schwer sei, jemanden zu finden, der sie in die Praxis übertrage. Wird der Andere es müde, ihm aus Gutmütigkeit rechtzugeben, springt von einem Bein auf andere, sieht zu deutlich auf die Uhr, gibt die Hand, dann nimmt er sie, hält sie fest und kommt aus zweite Thema: Bagatellen — greift sich an die Stirne, läßt dann, frei von feinsten Bedenken, neuer Sport, das Problem der Schuldenhaftigkeit für die ganze Welt und Menschheit. Wichtigt — schweigend lächelnd geht der Andere, er schließt auf die Wand zurück, trennt die Weine, in Erwartung.

Blaue Schürze, kleine Augenbrauen. Weinjen kommt sie, steht und grüßt ihr, spricht er von Kriegsangelegenheiten, Industriepapieren, Aktien, die gefährdet, Kronen-Währung, dem Verkauf seiner Habe. Und sie glaubt ihm, dann sie weiß, in wie ärmlicher Bekleidung er, der vor dem reich gezeigten, Abende und Mäde züringt. Weiß, wie kümmerlich die Wäsche und die Kleider sind, die er noch hat. Sieht mit Mitgefühl den Mühsal, ihr beglückt über den letzten Hund: eine Ordensschnalle, sechs, acht Bänder, unbeachtet hinterm Kostümkragen. Von der Ueberzeugung, daß dem Wanne nicht zu helfen sei, plüschig an des Alltags Forderung ermahnt, Zeit ist Welt, läßt sie ihn stehen, hinterläßt zum Trost ihm ein paar Schächeln aus dem ewig frischen Born des Selbsttuns ihrer Seele, die sich wieder und wieder in die Welt —

Dummes Jungs! Er hat sich wieder in die Welt — immer Dame, die jetzt ankommt, leidet er im Gehen Geküßelt. Dersig Jener weiß, dann sein sie, und er spricht von seiner Welt, die er nach wie vor noch muß, denn auch Reinwand, Farben, Pinsel, Rahmen ihm fast unerwähnt sein; rechnet vor, beschreibe ein Bildnis, Eindrücke einer Jugendreise nach dem Norden, fernem Bändern. Redet, sie wird ungeduldig, und verpricht ihr, das Gemälde heute Nachmittag zu senden; falls es ihr gefallen sollte, möge sie es nun behalten; Käufer ländert sich ja doch nicht...

Geht zur Wand zurück und holt das Ausrufbuch, das er immer bei sich trägt, aus der Tasche; legt, die Karte ist entfallen, hier in voller Sonne nieder, ausgeföhrt von Kohlenstaub, wagt mit dem Heigefinger, in Gedanken unterzogen, eine scharfe Prüfung vor. Sieht die Feder, dort den Walfisch, Bente, fängt, fängt; Städte in der Ferne dümmen, Häuser, Gärten, Traumhaus, Eirne. ... Schließt vor sich hin — er sieht dies alles — Renten aus der reifen Jugend!

Kommt ein Auto, faumbühnen, preßt er nach das Taktgefühl vor die Nase; vor Dazillen sich nach Möglichkeit zu schämen! Dient Dazillen — seine Feinde! Aber auch — hier geht's bergab — ob es sich nicht machen ließe, daß das Auto aus des Wadentfahrens Schwung Kräfte stapfe, Energie geminne. Ein Problem, des Denkens wert...

Wo denn er! Leute kommen. Unbekannte, deren Kleider, Schuhe, Hüte er zum Heiterkeit taxiert, und gemessenhaft spricht er die Summen ins Neugierig und abdrückt fünf Minuten Hunderttausend! Große Marie — Marie Hitter! Da dozieren er dem Konzentriert, der jetzt kommen er kennt, goldglühend benannt, weil die Spende für den Tierpark ihm den heiferbesten Titel brachte. ... Erster Eindruck: flackernd, Unterhaltungsthema; Steuern! Jammern, Alarms — wärmer werden; seine, Ericks und Augenwinkeln. ... Wollter Freudehaftig trennt man sich.

Mittig wird's, er geht nach Hause, schlendert und Probleme wägend. Kranke geduldsvoll in der Kammer, fördert dies und das zutage, Dillen, Woll und seine Wanne, steht am Baffend, hoch den Welt: einmal Fleisch am Tag genügt! Setzt sich dann den Magen voll und befiehlt die dicken Stieber, auf der Citronen liegend ... Nacht und weiß sich Junggelei.

Eigentümlich. ... Jeht ihr's zu spät! Nicht dran denken drum! Philosophisch: das Schwundene ist gut!

Geht hinunter auf die Straße, um die Ede. Seine Pappeln werfen jetzt schon lange Schatten, und ihn deutet die lange Zeile ist noch länger als am Morgen...

Medizinische Umschau.

Anhedungsgeschichte durch Hustenstöße.
Die Uebertragung der Lungentuberkulose durch die während des Hustens in die Luft gelangenden und verdrehten Tuberkeln ist zwar längst festgestellt; wie groß die auf diese Weise entgehende Infektionsgefahr jedoch unter Umständen sein kann, haben erst die kürzlich ausgeführten Untersuchungen Sippes erwiesen. Der Forscher stellte seine Versuche an, indem er Miergewässer in einzelnen Dauerabteilungen von fünf Minuten bis zu einer halben Stunde von Lungentranen anblies ließ. Als Folgeerscheinung zeigte sich, daß von 14 Tieren nicht weniger als 10 an Tuberkulose erkrankten. Sogar das nur fünf Minuten lang angebliesene Tier wurde tuberkulös.

Um dieser furchtbaren Infektionsgefahr nun wirksam entgegenzutreten zu können, ist es aber vor allen Dingen notwendig, in deren Verlauf sie am intensivsten ausfallen und damit die meisten Tuberkeln verdrehten, da diese Substanzen in der Regel fest weichen. Bei neu auftretenden Malariaerregern ist jedoch anders als wieder Perioden vorgezogen werden, in denen der Sullen mehr oder weniger nachläßt. Es wäre also gut, wenn derartige Präventionen einmal in größerem Umfang gemacht würden. Zu diesem Zweck müßte der Arzt den Patienten an drei Tagen je ein kleines Glasgitter (Objektivträger) auf eine Entfernung von 30 bis 40 Zentimeter an-

halten lassen, worauf diese Gläser auf ihren Gehalt an Tuberkeln untersucht werden müßten. So könnte man dann wenigstens die gefährlichsten „Bekehrer“ unter den Kranken herausfinden und daraufhin die in der Tat ganz unheimliche Gefahr der Uebertragung der Tuberkulose von Mensch Mensch durch die beim unruhigen Ueberfliegenen Lufttröpfchen nach Möglichkeit beseitigen.

Phosphor gegen Schlaflosigkeit.
Eine neue Behandlungsmethode der Schlaflosigkeit gründet sich auf die erst in neuerer Zeit festgestellte Tatsache, daß der Eintritt des Schlafes sowohl von einer Blutdrückentlastung, als auch von einem ganz bestimmten Gehalt des Blutes an Phosphor abhängig ist. Einen deutlichen Beweis hierfür bildet unter anderem z. B. die bei Fleglern im Anfang fast immer auftretende ganz unnatürliche Schlafsucht, die zweifellos auf eine infolge der dünnen Sphänelit entstehende Senkung des Blutdrucks zurückzuführen ist. Von entscheidender Bedeutung ist für den an Schlaflosigkeit Leidenden jedoch vor allem der Phosphorgehalt seines Blutes. Nach einem Bericht Neustadts über eigene sowie auch von anderer Seite angestellte Untersuchungen wurden mit der Bereinigung eines Phosphorpräparates „Phosphorin“ bei Schlaflosigkeit in wertvolle Dauererfolge erzielt, daß man zu der Annahme gelangen mußte, daß die während des Schlafes stattfindende Stoffwechselfähigkeit, welche dadurch, daß sie die Ermbildungsstoffe aus dem Körper ausseidet, unsere Körperkräfte immer wieder erneuert, höchstwahrscheinlich nur bei einem gleichzeitig vorhandenen genügenden Gehalt des Blutes an Phosphor in normaler Weise funktionieren kann, weshalb als natürliche Folge eines Phosphor mangels im Blut Schlaflosigkeit auftritt. Da der Körper aber nun den dem Blut notwendigen Phosphor wohl kaum durch den Phosphorgehalt der Nahrung allein liefern kann, obgleich der gesunde Organismus sicherlich eine bestimmte Menge Phosphor für seine Zwecke aufzulesen vermag, bedarf man also die Schlaflosigkeit am besten, wenn man dem Körper Phosphor zuführt.

Die Beschreibung von Phosphor und zwar in unangenehmer Form hatte denn auch tatsächlich zur Folge, daß bei diesen Schlaflosen ohne jede Suggestion ein geistiger physischer Schlaf erzielt werden konnte. Die günstige Bedeutung verlag nur in Fällen schwerer Hysterie, bei besonderen Erregungszuständen oder auch bei Schlaflosigkeit, die durch Herzfehler oder neurologische Schmerzen hervorgerufen wird.

Neue Heufieber-Probleme.
Man hat in Frankreich lange Zeit zu der Annahme geneigt, daß als Ursache des Heufiebers ausschließlich die rein mechanische Reizung der Pollenförner auf die Nasenschleimhaut aufzufassen sei. Neuerdings ist diese Annahme in dessen wiederlegt worden, indem Versuche Dunbars zeigten, daß auch die Aufnahme einer aus den Pollenförnern blühenden Gräser hergestellten Substanz Heufieber hervorruft. Die Feststellung Dunbars von der mehr oder weniger ausgesprochenen Bedeutungszunahme der mechanischen Reizung wurde außerdem noch durch die Untersuchungsergebnisse Wolffs bestätigt, die erwiesen haben, daß in den Pollenförnern der Gräser gewisse Eiweißstoffe enthalten sind, gegen die manche Menschen jedoch eine besondere Empfindlichkeit oder vielmehr Ueberempfindlichkeit zeigen, daß häufig einige derartiger Ueberempfindlichkeiten auftreten. „Es handelt sich“, sagt auch Brenke hierüber, „neben den entzündlichen und neutralen Erregungen in der Nase und ihrer Nachbarschaft um eine allgemeine Anaphylaxie gegen gewisse artfremde Eiweißstoffe, die durch die abnorm durchlässige gewordene Nasenschleimhaut in die Blutbahn eintreten.“ b. h. mit anderen Worten, eben um eine Ueberempfindlichkeit gegen diese Eiweißstoffe. Da nun aber nicht jeder Mensch im gleichen Maße auf die Einwirkung des Pollenzitones reagiert und die meisten Menschen die Eiweißstoffe in ihre Blut- und Lymphbahnen aufnehmen, ohne daß sie die mindesten Beschwerden davon verspüren, so muß bei Heufieberkranken, wie b. h. „Vergiftliche Rauschsucht“ ausführt, vermutlich auch eine besonders nervöse Reizbarkeit stattfinden. Einerseits ließe sich denn, eine direkte Wirkung des reiferen Pollenzitones auf das vegetative Nervensystem von besonders sensiblen Individuen“ auch feststellen. Andererseits kann man auch die Erscheinung beobachten, daß die zu Heufieber neigenden Personen bisweilen auch dann erkranken, wenn gewöhnlicher Staub oder dgl. auf ihre Nasenschleimhaut gelangt.

Man muß also wohlgeachtet damit rechnen, daß bei dem Zustandekommen des Heufiebers sowohl mechanisch, als auch nervöse Reize zusammenwirken, insofern die Krantheit also eine Kombination beider Reizformen darstellen würde. Daß gerade die Nasenschleimhaut der Hauptort der Reizempfindung ist, hängt damit zusammen, daß sie von einem ausgeprägten Vasomotorsystem des Nervensystems durchsetzt ist, und daß deshalb namentlich das Schwellenvermögen der Schleimhaut von ganz besonderer Reizempfindlichkeit ist.

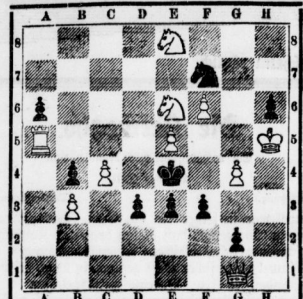
Bunte Zeitung.

Werte in der Politik. In der „Deutschen Medizinischen Wochenchrift“ beschäftigt sich Dr. Helene Seitzner mit der Teilnahme der Ärzte an den vorigen Reichstagen. Demnach ist die Zahl der Ärzte, die in den gelegentlichen Versammlungen der Versammlungen Deutschlands tätig waren, auffallend gering. Das norddeutsche Bundesparlament des Jahres 1887 zählte unter 293 Mitgliedern nur 2 Ärzte. Dieses Mißverhältnis hat sich bis zum heutigen Tage erhalten. Im ersten deutschen Reichstag der Republik sind unter 462 Mitgliedern 4 Ärzte. Weder das geleistete Interesse für vollaugesundheitsliche Fragen, das sich seit Beginn unseres Jahrhunderts geltend gemacht hat, noch die großen vollaugesundheitslichen Aufgaben, deren regelmäßige Lösung die Verbesserungen der Kriegs- und Kriegsträger fordern, konnten die alline Anteilnahme der Ärzte an der deutschen Gesetzgebung verstärken. Von den nun 50 Ärzten, die seit 1887 gewählt wurden, hat sich mehr als die Hälfte in besonderer Weise neben ihren Berufspflichten öffentlich, auch fernher liegenden Angelegenheiten sozialen Charakteres betätigt. Würde man die Stimmen wägen, so wäre ein gutes Gemisch heraus. Aber im Parlament werden sie geschätzt und daher wäre eine Zunahme der ärztlichen Mitglieder zu wünschen. Mehrfach ungünstig liegen die Verhältnisse auch in England. Anders aber in Frankreich. Dort ist die Zahl in der Deputiertenkammer relativ hoch, fast zehn Prozent. Dadurch dürfte in Frankreich der im Interesse der Volksgesundheit wünschenswerte ärztliche Einfluß auf Gesetzgebung und Verwaltung geübt sein.

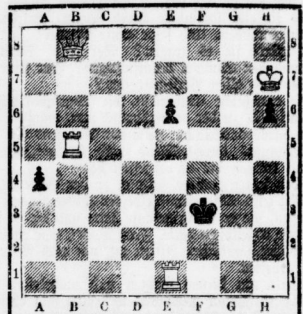
Auch eine Blutsverwandtschaft. Während eines Aufenthalts in England starrte die Königin der Sandwichinseln der Königin Victoria einen Besuch ab. Im Laufe des Gesprächs küßte sich die braune Majestäät, sie habe auch ein gleiches Blut in den Adern. — „Inwiefern?“ fragte die Königin Victoria. — „Meine Vorfahren haben den Kapitän Cook ausgelesen.“ (Ladies Home Journal.)

Schach

Aufgabe Nr. 2364 von O. Schacht.



Weiße: K5, D7, T5, Se6, e8, Bb3, c4, e5, f6, g4. Schwarze: Kc4, S7, Bb6, b4, d3, e3, f3, g2, h6. Weiße zieht und setzt in zwei Zügen matt.
Lösung: 1. Se6-c5+! 2. T5-g5



Weiße: Kf7, Db8, Td5, e1. Schwarze: Kf3, Bb4, e6, h6. Weiße zieht und setzt in drei Zügen matt.
Lösung: 1. Td5-e5. Kf3-g4. 2. Td1-a3. Kf3-g2. 3. Td5-g5. h6-h5. 4. a3-a4. 2. Db6-b5+.

Theodor von Göwe (siehe am 11. Juni diesen 70. Geburtstag, nach Heftende) Partie Nr. 2349

gibt einen schönen Beweis seiner glänzenden Epilepsierung.
Weiße: F. Minien. Schwarze: Th. v. Göwe. Altattisch.
Dieser Gegenangriff schlägt durch.
20. Se3-f5. S14x3+
21. Dc2x3. d5x4.
22. Dd5-c2. d4x3.
23. Dc2x3. e5-e4.
24. Df3-e2. S6-e5.
25. Td1-c1. d4x3.
Empfehlungswort: erweist Zweifel der Leistung ist der letzte Nagel zum Sarg des Abheils.
Lut-bü! Grann für den S. Das Spiel ist urid.
Der Weiße war 27. Lg3x3. Tab3x3.
28. g4-g5. Sd5-f4.
29. Dc2x3. S14-e2+.
30. Kf1-g2. Dd6x3.
31. Sd5-e4. Sd2xe1.
32. Td7-e6. Td6-e8.
und Schwarz gewann.

Goldenes Schach-Abd.

II. Teil.

9. Ist die Partie gar ernst und schwer. So nimme ein Burgatig vor!;
10. Der Quästor war im Rednen stark; Fall' ja nicht rein auf jeden Quart.
11. Es päßt du umjost nach Rettung — sieh! Dann die! dem Gegner an Remis!
12. Die Schwimmmurkt nur im Wasser kommt; Der Schächer Mannchen spanisch kommt.
13. Streu auf Tarmmen fies nach Siegel! Und liebt er aus, so trübe dich!
14. Die Anke sagt am stillen Quell; Die Schach-Weise läuft verzeiht schnell.
15. Der Verzicht liegt bei den Reim; Der Vorsteh aber sieht den Reim.
16. Ein jeder Schacher weiß, wer Weiß, Auch unreife Höhe freud' ist Weiß.
17. Der König Xeres stark am Edig; Kantipie ach! — verland kein Schach.
18. Den Hof mag sogar kein Wurm; Held Pplanti! tag im Turm.
19. Der Zeig! lingt sein Redein schicht; Dem Zugzwang brauch' die Fäuste nicht!

A. Aschewin.

Ritzellen.

Wenig bekannt ist, es war Gustav Freytag, der deutsche Dichter und Kulturkritiker über die eigenen ersten Anfänge im Schachspiel schreibt: „Wenn der Anabe dem alten Herrn (seinem Vater) beim Schachspielen gegenüberlag und die Figuren richtig setzte, dann standen die übrigen Geschwister schweigend und mit großen Augen daneben und betrachteten achtungsvoll den Spieler, welcher dem Vater die Bauern wegzunehmen wagte.“ Das Berwerten kleiner Züge, wie hier g' sehen, ist charakteristisch für den gemäßigten Verfall der Bilder aus der deutschen Vergangenheit und des Romans „Gott und Haben.“